

Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 26 (1958)
Heft: 2

Artikel: Mit einem lachenden und einem weinenden Auge
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-567612>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mit einem lachenden und einem weinenden Auge

haben wir die Beiträge zu diesem Heft zusammengestellt. Fasching, Fastnacht, Faselnacht, Carneval — es ist die Zeit des fröhlichen Uebermutes, der liebenswürdigen Narretei, der heiteren Frechheiten, und so wenig wir das Jahr über dieser Seite unserer Art Raum gewähren — im Februar und am Maskenfest möchten auch wir einmal der Spottlust über eigene und fremde Torheiten freien Lauf lassen. Aber die Lustigkeit will manchmal nicht recht gelingen. Allzuoft versuchen immer noch höfwilliger Unverständ und Verdrehung der Zusammenhänge dem Thema der Kameradenliebe das Stigma des Absurden und Verwerflichen, ja sogar des Verbrechens anhängen zu wollen. Manchmal fasst man sich an den Kopf, wenn man liest, was alles «den Homosexuellen» an den Kopf geworfen wird und fragt sich mit Recht, wozu Forscher und namhafte Rechtsgelehrte sich seit Jahrzehnten mit der Erscheinung der gleichgeschlechtlichen Liebe auseinandergesetzt haben, wenn alle niedergeschriebenen Erkenntnisse das Ohr der Oeffentlichkeit nicht erreichen. Selbst bei uns in der Schweiz scheinen die grundlegenden Ausführungen für das jetzt geltende Gesetz noch nicht einmal dort Allgemeingut geworden zu sein, wo der Beruf dazu verpflichtet, sich täglich an die Allgemeinheit zu wenden. Man tischt längst überholte, nie gültig gewesene Formulierungen dem kaum fassbaren «gesunden Volks-empfinden» als wissenschaftliche Wahrheit auf und lässt tränenselige und jeder Wirklichkeit baren Ergüsse den Weg in die Presse finden, aber um Gotteswillen keine sachlichen Hinweise auf die tieferen Zusammenhänge.

Eine erfreuliche Ausnahme machte in dieser Hinsicht die Basler Wochenzeitung «Basilisk», die in der ersten Nummer dieses Jahres einem Essay «Die Homosexuellen» Raum gewährte, der wenigstens den Versuch machte, die weitverzweigten Berührungspunkte anzudeuten; sachlich, ohne Sensation, aber auch ohne Schönfärberei und gerade deshalb sympathisch. Wenn auch einige Feststellungen darin der Korrektur bedürfen, die der homosexuelle Leser von sich aus korrigieren wird, so bleibt doch die Tatsache der versuchten ehrlichen Auseinandersetzung aller Anerkennung wert. —

Auch die «Basler Nationalzeitung» lässt in ihrer Nummer 28, vom 18. Januar 1958, der homosexuellen Erscheinung Gerechtigkeit widerfahren, anlässlich einer Befprechung des deutschen Filmes «Anders als du und ich» (§ 175). Und zwar schreibt da eine Frau, Karena Niehoff aus Berlin, darüber:

«Hier wird das billigste und eben sattsam an nazistische Methoden erinnernde Mittel angewandt, das sich für die Behandlung dieses diffizilen Themas denken lässt: man benutzt unverrforen das weitverbreitete Ressentiment gegen die moderne Kunst, um auf diesem sehr mühelos zu bestellenden Boden gleich die Animosität gegen die Homosexuellen mitwachsen zu lassen. Das ist, man muss es so deutlich sagen, nichts anderes als eine Anmassung, eine lächerliche zudem. Denn nicht nur, dass diese durch eine in vielen Punkten pharisäische Gesetzgebung zu «Verbrechern» gestempelten Andersartigen unter den «unverständlichen» Künstlern nicht mehr zu finden sind als unter jedweden anderen, auch den biedersten Kreisen, unterrichtete Harlan und sein Drehbuchautor Felix Lützkendorf zwar flüchtig darüber, dass «dergleichen» auch schon im alten Griechenland vorkam, versäumt aber, das von ihm doch offenbar für gelehrt gehaltene Publikum darüber aufzuklären, dass diese athenische Päderastie — von Pindar bis Plato, von Praxiteles bis zu den grossen Tragikern — eine Kultur hervorgebracht hat, die selbst Harlan wohl kaum als «entartet» verdammen kann und die, übrigens von dem Päderasten Winckelmann wieder entdeckt, die Grundlage unserer ganzen geistig-künstlerischen abendländischen Existenz ist.»

Das könnte man auch jenen schweizerischen Reportern ins Stammbuch der Gedankenlosigkeit schreiben, die sich anlässlich der Zürcher Mordfälle nicht genug in gewissenlosen Verallgemeinerungen ergehen konnten und so wieder einmal der Öffentlichkeit ein verzerrtes Bild einer Liebe zeichneten, die diesen Namen sicher in vielen Fällen ebensogut verdient wie in der Beziehung zwischen Mann und Frau.

An alle unsere schweizerischen Leser richten wir die herzliche und dringende Bitte, uns vor allem auf so positive Artikel wie die oben erwähnten aufmerksam zu machen. Wir müssen versuchen, mit der Presse, die sich sauber und ehrlich um eine Darstellung unseres So-Seins bemüht, in ein sachliches Gespräch zu kommen, um der Verdrehung der Tatsachen ein wahrhaftes Bild unserer Art gegenüberstellen zu können. Es bleibt dann immer noch, wie bei allem, was Leben heisst, Rätselhaftes und Ungeklärtes genug.

Rolf.

*Sage mir, wie er raucht,
und ich sage Dir, wer er ist.*

Von Sporus II.

Da sitzest Du nun in der Bar und sinnierst vor Dich hin und willst den unbekannten, geheimnisvollen Gentleman spielen, den niemand kennt.

Doch täusche Dich nicht: Sobald Du die erste Zigarette anzündest, enthüllst Du viel mehr von Deinem Wesen, als Dir lieb ist.

Schon wenn Du die Zigarettenpackung aus der Tasche holst, fällt der Schleier. Vielleicht legst Du unbewusst Deine Suchaktion so an, als wenn Du aber auch gar nicht wüsstest, wohin Du die Zigaretten gesteckt hast. Oder schiesst etwa Deine Hand wie ein Pfeil blitzschnell in die rechte Tasche, um in der Packung zu wühlen und dann mit elegantem Schwung eine einzige Zigarette ans Tageslicht zu fördern? Wenn Du die erste Manier vorziebst, so spricht das Schicksal, dass Du auch in anderen Fällen diese allgemeine und ins Ungefährre zielende Annäherungsmethode anzuwenden pflegst. Du scheinst dann mehr zu dem träumerischen, introvertierten Typ zu gehören, der sich so gerne in tiefsinnige Spekulationen verliert und an der ihn umgebenden Umwelt uninteressiert ist. Hast Du aber die zweite Angewohnheit, so beweist Du damit, dass Du Dich genau so schnell und robust auch bei der Annäherung an Menschen und Dinge verhältst.

Du meinst, das sei eine zu oberflächliche Verallgemeinerung von mir? Nun, wenn Du das nächste Mal in Gesellschaft bist, beobachte mal, wie jeder seine Zigarette anzündet.

Da ist erstens das Verfahren, dabei einem anderen eine anzubieten. Der grosszügige, extrovertierte Zeitgenosse wird, ich wette, die ganze Packung mit den Worten hinreichen: «Hier bitte, bedienen Sie sich!», während der Knauser erst die Packung schüttelt, bis ein einsames Stäbchen so gerade eben aus den übrigen herausragt, und dann wird er noch dazu bemerken: «Wissen Sie, eigentlich sollte man ja gar nicht rauchen, man raucht ja viel zu viel!»

Du musst auch einmal darauf achten, wie die Menschen die Zigarette halten. Bei dem Mann mit dem Eierkopf, der so gerne als Intellektueller gelten möchte, befindet sich gewöhnlich das Zigarettenende zwischen dem Daumen und Zeigefinger, ganz vorn, dicht hinter den Fingernägeln. So kann der Rauch sich hübsch an der Hand hochkringeln, und er hinterlässt nach dem langen Geplausche braune Nikotin-